

Wolfgang Fritz Haug

Die »Neue Kapital-Lektüre« der monetären Werttheorie

1. Neue Kapital-Lektüre?

»Als ich ›Das Kapital‹ von Marx las, verstand ich meine Stücke.« Brechts hinter-sinniger Satz (GA 21, 256) lässt sich auf alle Bereiche des Lebens, Handelns und Denkens im Kapitalismus übertragen. Wenn *Kapital-Lektüre* periodisch von der Tagesordnung verschwand, so nicht weil ihr Gegenstand aufgehört hätte, die Totalität der gesellschaftlichen Lebensäußerungen zu durchdringen, sondern eher im Gegenteil, weil er resigniert oder auch illusionär hingenommen wurde. Doch ebenso regelmäßig schicken sich die Krisen des Kapitalismus an, zumindest den Wacheren jeder Generation »Dialektik einzupauken«, wie Marx es 1873 »den Glückspilzen des neuen heiligen, preußisch-deutschen Reichs« vorhergesagt hat (23/28)¹ und wie es heute den Unglücksvögeln des neuen Heiligen, von den USA dominierten Imperiums ins Haus steht. Das standardisierte Massensubjekt des Fordismus hat einer Fragmentierung und Vielförmigkeit der Subjekte Platz gemacht, die das transnationale Kybertariat ebenso umfasst wie die Frauen aus den Maquiladoras und die Kleinbauern der Dritten Welt. Zum Schauplatz des Nationalstaats sind die kontinentalen und globalen Arenen hinzugekommen. Und eine neue Internationale macht sich geltend als »Bewegung der Bewegungen«. In dieser Situation rückt eine neue *Kapital-Lektüre* auf die Tagesordnung, die durch die Krisen des sich herausbildenden transnationalen High-Tech-Kapitalismus und massenhafte Erfahrungen sozialer Ausschließung und Prekarisierung geprägt ist. Ihre Grundlagen sind von größter Bedeutung für eine sich herausbildende neue Linke. Grund genug, einer Publikation, die »Das Kapital neu lesen«² heißt, besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Titel greift nach den Sternen: *Das Kapital lesen*, LIRE LE CAPITAL, so über-schrieben Althusser und seine Mitstreiter vor einem halben Jahrhundert ihr Projekt einer radikal neuen *Kapital-Lektüre*. Wer diesen klassischen Titel übernimmt und um das Adjektiv »neu« ergänzt, möchte daran gemessen werden. Laut F.O. Wolfs Vorwort sind gegenwärtig »alle Marxismen in *imaginäre Marxismen* verwandelt«, und die Beiträge des Bandes beanspruchen, »das radikale Potenzial der marx-schen Theoriebaustelle wirklich umfassend erschließen zu können« (8f). Aber ist das *Kapital* wirklich nicht mehr als eine Baustelle? Was sein theoretisches Potenzial betrifft, so erprobt keiner der Beiträge es am Gegenstand selbst. Der vom Computer umgewälzte Kapitalismus kommt so gut wie nicht vor. Das Interesse gilt Texten und

-
- 1 Zitate aus der Marx-Engels-Werkausgabe (MEW) werden mit Bandnummer und Seitenzahl, getrennt durch einen Schrägstrich, nachgewiesen.
 - 2 Hoff, Jan, Alex Petrioli, Ingo Stütze, Frieder Otto Wolf (Hg.), *Das Kapital neu lesen. Beiträge zur radikalen Philosophie*, Münster 2006 (370 S., kart., 27,90 €).

Textlektüren. Das meiste gerät zur Theorie-Erzählung, die sich aus anderen Theorie-Erzählungen speist. Dahinter verschwindet die Wirklichkeit. Ein zweites Kriterium für die Beurteilung soll der dank MEGA möglich gewordene Versionenvergleich der marxischen Manuskripte zur Kritik der politischen Ökonomie sein. Doch das bleibt weitgehend Versicherung, da bei der Hälfte der sechzehn Herausgeber und Autoren – Bidet, Gallas, Guibert, Knittler und Birkner, Krämer, Šešerko, R. Wolff – dies unterbleibt. Was in Wirklichkeit geschieht, ist etwas ganz anderes. Eine Gruppe von Adepten der »monetären Werttheorie« und ihrer »logischen Methode« tritt mit dem Anspruch auf, nicht weniger als die *Kapital*-Lektüre des 21. Jahrhunderts zu bestimmen.

So rissig sich manche Konstruktion herausstellen wird, so riesig ist der Anspruch. »Nur Lumpen sind bescheiden«, mögen sich die Herausgeber gedacht haben. Im Eifer, reinen Tisch für den Auftritt der ›wahren‹ Interpretation zu schaffen, erklärt Ingo Elbe (»Zwischen Marx, Marxismus und Marxismen – Lesarten der marxischen Theorie«, 52-71): »Wenn der leninsche Satz, nach einem halben Jahrhundert habe ›kein Marxist Marx begriffen‹ [...], für einen Sachverhalt volle Gültigkeit beanspruchen darf, dann für den der Interpretation der Kritik der politischen Ökonomie.« (56) Lenins Urteil unterschreibt Elbe, doch richtet er es auch gegen Lenin selbst: »ein Diktum, das in diesem Fall allerdings auch auf ihn selbst zutrifft« (ebd.). Er spart aus, dass Lenin das Verständnis der hegelschen *Logik* zur Verstehensbedingung des *Kapital* erklärt (LW 38, 170). Zudem dehnt er das halbe auf ein ganzes Jahrhundert aus. Um die Einzig- und Neuartigkeit der vierzig Jahre später auftretenden »Neuen *Kapital*-Lektüre« herauszustreichen, schmettert Ingo Stütze (»Die Frage nach der konstitutiven Relevanz der Geldware in Marx' Kritik der politischen Ökonomie«, 254-86) auch Ernest Mandel mit dem im Fall dieses unbeugsamen Kapitalismuskritikers besonders merkwürdigen Urteil zu Boden, er habe den »gesellschaftskritischen Charakter der ganzen Kritik der politischen Ökonomie [...] aufgegeben« (266). Den Vogel schießen Dennis Kirchoff und Alexander Reutlinger ab (»Vorarbeiten zu einer relationslogischen Rekonstruktion der marxischen ›Wertformanalyse‹«, 200-27). Es fällt schwer, sich der Satire zu enthalten, wenn sie sich über die »logisch-historische Lesart der Wertformanalyse« hermachen, »die Haug und Engels vornehmen« (218). Der Mühe, sich mit den Einwänden gegen ihre eigene Methode auseinanderzusetzen, entledigen sie sich, indem sie die Kontroverse für »inzwischen eindeutig zugunsten der logischen Lesart entschieden« erklären (200). Sie sind der wahre Jakob.

Nun ist die Bühne errichtet, auf der hundert Jahre nach Erstveröffentlichung des bis dahin von keinem verstandenen *Kapital I* die »Neue Marx-Lektüre« von ihrem Johannes-der-Täufer in Gestalt von Hans-Georg Backhaus angekündigt worden sein soll – eine Genealogie, welche die »Neue *Kapital*-Lektüre« zu einer Spätgeburt des Neomarxismus der 1960er Jahre macht. Das ›Neue‹ ist also nicht wirklich neu. Aber auch wer etwas anderes erwartet hat, sollte das Buch nicht enttäuscht aus der Hand legen, sondern genau hinsehen, was die Annahmen und Vorgehensweisen der »monetären Werttheorie« für die *Kapital*-Lektüre bedeuten.

2. Monetäre Werttheorie

Am Anfang herrschte im Marxismus »Geldvergessenheit«, bis Hans-Georg Backhaus, der für diese Wortprägung an Heideggers »Seinsvergessenheit« Maß genommen hat, die marxische Kritik der politischen Ökonomie als »Kritik prämonetärer Werttheorie« erkannte und damit den Grundstein für ihre Weiterentwicklung als monetäre gelegt hat (Stützle, 254). Eine Schule erzählt sich ihren Gründungsmythos. Ihre Vertreter beanspruchen, als Erste »den Funktionszusammenhang Waren produzierender kapitalistischer Gesellschaften grundlegend deuten zu können« (255). Sie wiederholen im vorliegenden Band die bereits von Michael Heinrich her (vgl. Haug 2003, 2004a, 2004b; vgl. 2006) bekannten Thesen der »monetären« und »logischen« *Kapital*-Lektüre in der Art fragloser Glaubensartikel. Elbe macht den Anfang: Die Entwicklung der Wertformen bei Marx habe nichts mit der theoretischen Rekonstruktion eines wirklichen Entstehungszusammenhangs zu tun, sondern meine ausschließlich »die begriffliche Entschlüsselung des immanenten Strukturzusammenhangs« (65); erst im Kapitalismus trete voll entwickeltes Geld auf und erst mit diesem Ware und Wert. Bei Stützle »stellt sich der gesellschaftliche Charakter der hergestellten Produkte erst hinterher ein: auf dem Markt, über das Geld« (256), d.h., er verwechselt die Realisation der Wertbestimmung mit der Bestimmung selbst. Es ist, als fände eine Urzeugung der Warencharaktere im Moment des Verkaufs statt. »Nur im Geldbezug kann die Ware ihren vom konkreten Gebrauchszusammenhang unabhängigen Wertcharakter tatsächlich geltend machen.« Obgleich es demnach nur Kauf und Verkauf geben dürfte, bleibt er (wie Heinrich) beim Begriff des Tausches: »Wert und Ware existieren nur im Tausch, auch wenn Ware und Wert bereits in ihrer Produktion antizipiert wurden.« (257) Elbe spricht aus, was das für die Arbeitswertlehre bedeutet: Ihr wird keine »ontologische« Relevanz (61) mehr zugestanden usw. Mit dem »voll entwickelten Geld« hat es seine eigene Bewandnis. Wie gleich zu sehen sein wird, rechtfertigt sich die monetäre Werttheorie ja gerade damit, dass das Geld zu Marx' Zeiten eben nicht voll entwickelt war. Überhaupt verhält es sich bei dieser Schule mit der These der Vollentwickeltheit antinomisch: Sie braucht sie ständig und ist doch mit ihr unvereinbar. Mal ist das Geld voll entwickelt, mal die Ware, mal das Kapital, mal der Kredit. Dann wieder verlangt gerade die Weiterentwicklung, mit bestimmten Thesen von Marx aufzuräumen.

Das Eingangsproblem, das die monetären Werttheoretiker mit Marx haben, ist dessen genetisch-rekonstruktive Herleitung des Geldes aus dem Warentausch. Indem sie diese Herleitung als »logische« interpretieren, lässt sich deren Realitätsbezug verneinen. Wo Marx ihn in aller Klarheit ausspricht, wird das als popularisierendes Zugeständnis an die Arbeiterbewegung interpretiert und der »unwissenschaftlichen« Seite von Marx zugerechnet. Als wollten sie den englischen Spruch widerlegen, dass man den Kuchen nicht zugleich essen und behalten kann, spalten sie Marx in einen exoterischen und einen esoterischen auf, schicken den ersten mit seiner wertformanalytischen Geldtheorie in die Wüste und behalten den zweiten, dem sie ihre »logische« Methode zuschreiben. So brechen sie mit Marx und schaffen diesen Bruch zugleich

aus der Welt, indem sie ihre eigene Theorie als die »marxsche monetäre Werttheorie« präsentieren (Hoff, 296). Wer so spricht, beruft sich gern darauf, dass Ware und Wert, geschweige denn Kapital, sich nicht zu ›normalen‹ Formen der gesellschaftlichen Produktion entwickeln könnten ohne die selbständige Wertgestalt des Geldes. Doch das ist Gemeingut all der marxistischen Richtungen, über welche die Wertmonetaristen sich erheben möchten. Sie suchen hinter einer von niemand angegriffenen Fassade Deckung. Ihre ›neue Entdeckung‹ ist eine ganz andere, und sie ist geeignet, ebenso grundlegende wie nützliche Einsichten von Marx zu ruinieren: Die wertformanalytische Geldtheorie von Marx wird in eine geldtheoretische (»monetäre«) Werttheorie verkehrt; dem dialektischen Totalitätsdenken wird die Geschichte ausgetrieben; die einzig sinnvolle und geschichtsmaterialistisch legitime Erkenntnisquelle aber, die Rekonstruktion des Verhaltens in bestimmten Verhältnissen und der Veränderungsimpulse, die aus dieser asymmetrischen Wechselwirkung entspringen, wird preisgegeben zugunsten einer nie hinterfragten ›Logik‹. Wenn aber *Kapital*-Lektüre nicht nur ihre akademisch ›kapitalisierte‹ Form meint, nämlich das Hervorbringen je neuer *Kapital*-Deutungen, sondern auf massenhaftes *Lesen* des marxschen kapitalismustheoretischen Grundlagenwerks zielt, eine Lektüre also, ohne die sich marxistisches Denken im Ernst nicht bilden lässt, dann sind die Folgen dieser drei Verkehrungen fatal.

3. Logifizierung als Wirklichkeitsverlust

Dass die marxsche Theorie wie alle Theorie eine Sache des Denkens ist, bringt Kirchhoff und Reutlinger unter Berufung auf Heinrich (221, Anm. 10) dazu, die gedachte Sache zu entwirklichen und den »gedachten, ideellen oder virtuellen Raum der begrifflichen Darstellung« (204) gegen die Sache zu verselbständigen. Ihr Verständnis der ›logischen Methode‹ läuft damit auf den fadesten aller Sophismen hinaus, die Gedanken auf ihr Gedachtsein festzulegen und darauf zu vergattern, »wirklich etwas vorzustellen, ohne etwas Wirkliches vorzustellen«, wie die Autoren der *Deutschen Ideologie* spotten (3/31). Doch wenn Marx Kapital als sich mittels Lohnarbeit verwertenden Wert begreift, so erfasst er damit etwas genauso Wirkliches, wie der Unterschied von relativer Wertform und Äquivalentform zwar ein »mikrologischer« (23/12), aber darum nichtsdestoweniger ein realer ist.

Tauschwert hält der ›gedachte, ideelle oder virtuelle‹ Marx von Kirchhoff und Reutlinger für die »Relation aller Gebrauchswerte [...], die sich warenförmig aufeinander beziehen« (204). Beim nachlesbaren Marx beziehen sich die Waren auf einander unter Abstraktion von ihrem Gebrauchswert. Den Gebrauchswert erklären sie zur »intrinsischen, in diesem Sinne essenziellen Eigenschaft des Objekts Ware« (204); sie übersehen, dass erst die Relation seiner stofflichen (einschließlich der gestalthaften) Eigenschaften auf menschliche Bedürfnisse diesen Gegenstand zum Gebrauchswert macht.³ Was den Verf. damit entgeht, ist die Andersheit der Dinge

3 Einen sonderbaren Dualismus zwischen produktivem und konsumtivem Gebrauchswert behauptet Šešerko. Den marxschen Satz »der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch«, führt er folgendermaßen fort: »In der Produktion verwirklicht er sich nicht, er

selbst, auf die der marxische Merksatz zielt, dass es »einem Schaf schwerlich als eine seiner ›nützlichen‹ Eigenschaften vorkäme, dass es vom Menschen essbar ist« (19/363).

Während der nachlesbare Marx bereits an der einfachen, zufälligen, einzelnen Wertform die Eigentümlichkeit aufweist, dass auf Seiten der »Äquivalentform [...] konkrete Arbeit zur Erscheinungsform ihres Gegenteils, abstrakt menschlicher Arbeit wird« (23/73), wird dem esoterischen Marx die Behauptung zugeschrieben, letztere entstehe erst »in einem koinzidenten Setzungsverhältnis mit der allgemeinen Wertform«, wobei diese These durch ihre eigne Wiederholung in etwas anderen Worten ›bewiesen‹ werden soll: »da erst innerhalb dieser Struktur [...] die Konstitution des Werts vollzogen ist« (Hoff, 295). Diese Figur, dass das zu Beweisende einfach als sein eigener Beweis wiederholt wird, zieht sich durch die Texte aller hier versammelten Schüler der monetären Werttheorie.

Christian Iber (»Die Bedeutung der Differenz in der Entwicklung der Wertformen zwischen der ersten und der zweiten Auflage des *Kapital*«, 189-99) hält den »Status« der Wertformanalyse mit ihrer Aufbaufolge bis hin zum Geld für »logisch-systematisch«, ohne diese an sich noch leeren Begriffe näher zu erklären oder die mit ihnen verbundene Vorstellung dem geschichtsmaterialistischen Selbstanwendungspostulat zu unterziehen. Doch im Gegensatz zu Kirchhoff und Reutlinger sieht er, dass »die Ebene der Wertform [...] nur eine Teilstruktur des Austauschprozesses, nicht dieser selbst« ist (189), also auch nicht symmetrisch, als Gleichung, dargestellt werden kann. Auch kritisiert er die von den Jüngern des Wertmonetarismus mitgemachte Eliminierung des marxischen Begriffs der »Geldware« durch Heinrich. Ungenau wird er, wo er Marx (ebenfalls gegen Heinrich) sagen lässt, »dass das Geld allein aus der Struktur der Ware erklärt werden kann« (190) – man meint Marx' zornige Stimme aus dem Off zu vernehmen: »Tauschwert ohne wenigstens deren 2 existiert nicht« (19/358). Ferner folgt Iber Backhaus in der Auffassung, »dass Marx' Werttheorie zugleich Geldtheorie ist« (198, Anm. 5), eine etwas verquere Auffassung, für die allenfalls spricht, dass die marxische Werttheorie nicht nur und primär Arbeitswertlehre ist, sondern ihre Springpunkte im Doppelcharakter der Arbeit sowie in der Wertformanalyse hat, deren erster Akt ja in der genetischen Rekonstruktion der Geldform gipfelt. Er verlässt jedoch die historische Wahrheit, wenn er mit Backhaus diese Auffassung der »marxistischen Wertlehre« entgegensetzt (ebd.), wie überhaupt in dem ganzen Band »Marxismus« und »marxistisch« zumeist für etwas Zurückzulassendes steht, auch wenn diese Verabschiedung gleichsam hinter vorgehaltener Hand ausgesprochen wird. Als Wertbegriff schreibt Iber Marx zu, darunter ein »Quantum *privater*, ausschließender gesellschaftlicher *Verfügbarmacht* über Gebrauchsgüter für den Tausch« zu sehen, deren »Quelle« die Arbeit sei (190). Als wertbildende wiederum sei alle Arbeit »Unterwerfung, Dienst am Eigentum, das sich darüber vermehrt«, wobei ihre »geistige Zweckbestimmtheit [...] getrennt vom Arbeiter festgelegt wird« (197, Anm. 3)

wird [...] geradezu zerstört. Das kommt heute in der Zerstörung der Natur zum Ausdruck.« (118) Doch alle produktiven Gebrauchswerte verwirklichen sich in der Produktion. Und einem jeglichen Gebrauchswert ist das Verbrauchwerden bestimmt.

– d.h., alle wertbildende Arbeit ist für ihn kontrafaktisch immer schon Lohnarbeit. Kontrafaktisch geht es auch zu, wo über der monetären Werttheorie Tribut zollt. Und zwar erklärt er die thematische Abfolge im *Kapital*, dass Marx zuerst den Wertausdruck und dann erst den Austausch analysiert, damit, dass »der Austauschprozess [...] nur mittels des Geldes realisiert werden« könne (190). Geld wird hier nicht nur ›genetisch rückwärts‹, sondern auch ›vorwärts‹ zur Zentralgestalt. Für über erweist es sich »mit seiner Verwandlung in Kapital als eigentlicher Veranstalter, Ursprung, Zweck und Endpunkt der gesellschaftlichen Produktion« (195). Beim nachlesbaren Marx dagegen ist Geld als Kapital nicht mehr = Geld, sondern hier ist das Wertding in sich verwertenden Wert verwandelt, der interimistisch immer wieder Geldgestalt annimmt, für den allerdings der Geldausdruck das grundlegende Reflexionsmedium und insofern eine der Daseinsbedingungen darstellt.

4. Die »logische Methode« als ›Dialektik‹

Frieder Otto Wolf (»Marx' Konzept der ›Grenzen der dialektischen Darstellung««, 159-88) betont den materialistischen (aber nicht den historischen) Charakter der marxischen Dialektik sowie die Notwendigkeit, vom operativen Sinn derselben auszugehen (159), statt wie Reichelt und Backhaus dem Mythos einer ›ungeschriebenen Lehre‹ von Marx zu huldigen oder die *Grundrisse* dem *Kapital* theoretisch überzuordnen. Wenn Reichelt suggeriert, Marx habe im Laufe der Zeit eine »stillschweigende Verabschiedung von der dialektischen Methode« vollzogen (2000), weist Wolf das als »Scheinproblem« zurück (181). Doch verkürzt er im Gefolge Althusser's, auch wenn er dessen *Kapital*-Lektüre als gescheitert hinter sich lässt, den Materialismus auf die »strukturelle Kausalität« und opfert ihr den spezifisch marxischen Primat der historischen Praxis. Das gibt seiner Ablehnung des Hegelparadigmas etwas Halbherziges. Was Marx das »direkte Gegenteil« der hegelschen Dialektikauffassung nennt, ist für Wolf nur eine »Modifikation [...], die Marx an der systematisch entwickelnden hegelschen Dialektik vorgenommen hatte« (168). Doch die Dialektik aus dem Reich des Gedankens in die wirkliche Welt hinauszusetzen, ist keine bloße Modifikation, sondern eine Revolutionierung der Denkart.

Was Marx als seine »dialektische Methode« und, wie Wolf kontrafaktisch behauptet, »in anderen Kontexten als ›logisch«« bezeichnet, soll »systematische Entwicklung des Begriffs« meinen (178). Nach Zurückdrehung der marxischen Dialektikauffassung auf Begriffsdialektik ergibt sich für ihn die Frage, was sich »aus der begrifflichen Entwicklung als solcher ›ableiten«« lässt, und was nicht (167). Diese Unterscheidung bestimmt sein Verständnis der Grenzen der Dialektik. Die Anführungszeichen um »ableiten« sind Symptome einer Verlegenheit, die auf Begriffsableitung nicht mehr bauen, aber dialektische Darstellung sich anders nicht vorstellen kann.

Was folgt nun daraus für die *Kapital*-Lektüre? Für die Frage, wie die Wertformanalyse und die marxische Rekonstruktion der Genesis der Geldform zu lesen sind, ergibt sich für Wolf, dass die Tatsache, dass Gold zur Geldware wird, tatsächlich »kein [...] begrifflich darstellbarer Prozess« sei (164). In Wahrheit handle es sich dabei um

»ein singuläres Ereignis, das auf die Wirklichkeit des bisher entwickelten allgemein begrifflich darstellbaren Strukturzusammenhanges eine entscheidende Rückwirkung ausübt« (ebd.), was zunächst meint, dass zwar die Form und Funktion Geld, nicht aber das Geldmaterial sich »rein begrifflich ableiten« ließen. Dagegen ist zu fragen, ob überhaupt irgendeine Wirklichkeitskenntnis rein begrifflich ableitbar ist. Wäre das so, dann hätten wir ja wiederum eine begriffslogische Welt vor der tatsächlichen Welt. Ferner: die verändernde Rückwirkung von Entwicklungsergebnissen auf ihre Voraussetzungen ist ein allgemeines Phänomen, das sich als Regularität begrifflich fassen lässt. Ohne diese Rückwirkung würde es den geschichtsbildenden Rückstoß nicht geben, der verhindert, dass der Prozess immer wieder zurtücksinkt. Eine Entwicklung zu *rekonstruieren* kann nur heißen, die ihr zugrundeliegenden, nicht selber begrifflichen Veränderungsimpulse begrifflich zu modellieren. Statt sich an solche Rekonstruktion zu machen, bringt Wolf wie die anderen Anhänger der »logischen Methode« das Problem zum Verschwinden. Sobald etwas ins Spiel kommt, das sich nicht auf Gedankliches reduzieren lässt, gilt ihm die Grenze der Dialektik als überschritten. So etwa bei der Personifikation der Ware Arbeitskraft: »Die Tatsache, dass es überhaupt dazu kommt, dass menschliche Wesen gleichsam in diese Funktion eintreten, [...] kann jedenfalls nicht theoretisch als ein systematisches Ergebnis der marx'schen »dialektischen Darstellung« der kapitalistischen Produktionsweise »rekonstruiert« werden« (164). Versteht man unter marx'scher Dialektik eine Schrumpfform der hegel'schen, wird man diesem Satz zustimmen müssen. Aber warum in aller Welt sollten historische Materialisten von jener begriffsdialektischen Vorstellung als der Norm für Dialektik ausgehen? Warum nicht statt dessen die Frage nach der dialektischen Methode auf die Frage zuspitzen, wie Marx seinen Anspruch, »jede gewordne Form im Flusse der Bewegung« (23/28) aufzufassen, geschichtsmaterialistisch umsetzt? Diesen Weg geht Wolf nicht. Er polemisiert gegen eine nicht näher identifizierte *Kapital*-Lektüre, für die er das kuriose Schmähwort »genetizistisch« kreiert und der er zuschreibt, für sie verdeckte »Marx' Redewendung vom »Entstehen« [...] vielleicht [...] den hier unterstellten systematischen Zusammenhang zwischen systematischer Formentwicklung und der als fortwährende Grundlage des Kapitalverhältnisses funktionierenden historischen Tatsache des Auftretens der Arbeitskraft des freien Arbeiters auf dem Markt« (169). Ja, »vielleicht«, auch wenn man nicht weiß, wer gemeint ist. Wolf bezieht sich auf die bekannte Feststellung von Marx, wonach die »historischen Existenzbedingungen« des Kapitals »durchaus nicht da [sind] mit der Waren- und Geldzirkulation. Es entsteht nur, wo der Besitzer von Produktions- und Lebensmitteln den freien Arbeiter als Verkäufer seiner Arbeitskraft auf dem Markt vorfindet, und diese eine historische Bedingung umschließt eine Weltgeschichte.« (23/184) Aber auch wo diese Bedingung gegeben ist, ist das Kapital noch lange nicht fertig entsprungen. Auch dann muss der Übergang erst noch praktisch-tatsächlich vollzogen werden und stellt sich für die Theorie die Aufgabe, ihn begrifflich zu fassen. Oder sollen wir wie Wolf beim Geldwerden des Goldes sagen, dass das Kapitalwerden des Geldes »kein [...] begrifflich darstellbarer Prozess« sei (164)? Lieber revidieren wir unsere Vorstellung von begrifflicher Darstellbarkeit und passen sie den Beschaffenheiten der geschichtlichen Materialität an.

5. Genesis und Geltung

Eine Verlegenheit bereitet dem Wertmonetarismus der marxische Anspruch, »die Genesis dieser Geldform nachzuweisen, also die Entwicklung des im Wertverhältnis der Waren enthaltenen Wertausdrucks von seiner einfachsten unscheinbarsten Gestalt bis zur blendenden Geldform zu verfolgen« (23/62). Die einmal herausgebildete Geldform bewirkt einen Niveausprung der Tauschverhältnisse. Sie löscht die Spur ihrer Entstehung aus und zeigt sogar das Gegenteil, als wäre das Geld das primär aktive Element. Doch ihrer Geltung bleibt die Genesis eingeschrieben und kann jederzeit durchschlagen im Moment der Krise.

Die wertmonetaristische Entsorgung dieses Problems, dass ihre Grundannahmen damit unvereinbar sind, erfolgt in zwei Schritten: Die marxische Rede davon, die »Genesis [...] zu verfolgen«, knüpfe an die »hegelsche Redeweise von der ›Entwicklung des Begriffs‹ an«, erklären Kirchhoff und Reutlinger. Die bei Hegel gemeinte ›Entwicklung‹ »ist keine Genese«, kommentieren sie ganz richtig, »sondern die schrittweise Entfaltung einer komplexen logischen Struktur, die von Anfang an als präexistent unterstellt wird« (206). Hegel spricht in diesem Zusammenhang bekanntlich von den »Gedanken Gottes vor der Schöpfung« (*Logik*, Vorwort). So weit, so gut. Für den geschichtsmaterialistisch denkenden Marx aber kann es eine solche Logik keineswegs geben.

Oder sollte es nur eine Frage der Benennung sein? Am Wort soll es nicht liegen. Vergessen wir für einen Moment die marxische Warnung angesichts einer ›logizistischen‹ *Kapital-Lektüre*, wie sie ihm bei Rodbertus begegnet, dass »jede einzelne Warensorte den unlogischen Prozess« begeht, »sich als Gebrauchswert von den andern völlig zu unterscheiden, »aber zugleich ihren *Preis* als qualitativ dasselbe, aber quantitativ verschiednes *desselbigen Wesens*« darzustellen: »Es handelt sich hier um einen ›logischen‹ Gegensatz nur bei [... denen], die vom ›Begriff‹ Wert, nicht von dem ›sozialen Ding‹, der ›Ware‹, ausgehen« (19/374f). Setzen wir uns also darüber hinweg und konzedieren wir, dass man uns auch solche »unlogischen« oder, in Gestalt der Akkumulation um der Akkumulation willen, irrationalen Prozesse ›logisch‹ nennt. Das Wort hätte dann keinen hegelschen Beiklang mehr, sondern den abgeschliffenen Sinn, wie wenn man von ›Profitlogik‹ spricht. Wenn Marx Bewegungsgesetze und Formbestimmtheiten des Kapitalismus herausarbeitet, so mag man deren Gesamtheit zumindest metaphorisch als »komplexe logische Struktur« bezeichnen. Doch dann bleibt die Frage, wie wir dieser ›Logik‹ theoretisch auf die Schliche kommen oder, falls wir uns mit Rezeption bescheiden, wie Marx darauf gekommen ist.

Werden wir uns damit herausreden, dass dies das Werk der marxischen *Forschung* war, während die *Kapital-Lektüre* es nur mit der *Darstellung* zu tun hat? Wie sollen wir freilich die Darstellung beurteilen, wenn wir uns aus der Forschung heraushalten? »Die Darstellung [...] hängt engstens mit der Forschung zusammen, die als Suche danach aufgefasst werden kann, wie sich eine Sache adäquat darstellt.« (Haug 2005, 17) Eine Formation besteht nur solange, wie sie ihre eigenen Voraussetzungen ständig

neu setzt, ein Aufbau nur, solange er sich immer erneut aufbaut, ein Gewordenes nur, indem es weiterhin ›wird‹ und im permanenten Vergehen sich ebenso permanent reproduziert. Der Satz, »dass ein Entstehungsprozess und dessen Resultat *nicht gleichzeitig* existieren können« (Riedel 1997, 4), ist ontologisch nicht haltbar. Er ist allenfalls begrenzt sinnvoll, um die nur *formell* zirkuläre Systemreproduktion abstraktiv in den Blick zu nehmen. In Wirklichkeit bewegt diese sich nicht einmal bloß spiralförmig, sondern umfasst periodische Richtungsänderungen und das Auftauchen neuer Formen. Die bei der jederzeitigen Wieder- und Weiterentwicklung zu beobachtenden Übergänge aber sind nicht begrifflicher Natur, sondern solche der Sache selbst, und ihre Natur zu begreifen, ist Sache der Theorie. Eine der wichtigsten Formen des Begreifens eines Aufbaus ist das Nachbauen im Denken oder die Rekonstruktion seines Werdens. Der Einwand, Marx habe das Problem »jedoch nicht in dem Sinne historisiert, dass [sein Gedanke einer ›Genesis dieser Geldform‹] jetzt eine Narration von zeitlichen Abläufen beinhalten würde« (Kirchhoff/Reutlinger, 206), ist trivial und geht zudem an der Sache vorbei. Die genetische Folge struktureller Komplexionsniveaus zu rekonstruieren, ist etwas anderes als die »Narration von zeitlichen Abläufen«, umschließt aber den Zeitsinn eines Nacheinander der auseinander Hervorgehenden.

Alles wird falsch, wenn der von Kliman geltend gemachte Zeitsinn der marx-schen Prozessanalysen (vgl. die Rez. in diesem Heft) zugunsten einer »universellen Gleichzeitigkeit der verschiedenen Stufen der Entwicklung des Begriffs« ausgelöscht wird, wie es mit Bader u.a. heißt (1975, 79; vgl. Heinrich 1999, 172f). »Alle Formen des Werts«, geht es dort weiter, »sind ›an sich‹ schon vorhanden, nur noch nicht ›für uns‹ im Gang der Darstellung gesetzt. Die Notwendigkeit ihres Nacheinanders in der Darstellung ist zunächst ausschließlich in der Unmöglichkeit begründet, ihre reelle Gleichzeitigkeit sprachlich zu rekonstruieren.« (Ebd.) Die auf andere Weise ebenso falsche evolutionistische Gegenthese vertritt im vorliegenden Band Šešerko. Ihm zufolge steckt in der Warenform »also immer schon die Geldform und [...] die Kapitalform, des Weiteren dann auch die Monopolform usw.« (112).⁴ Aber wenn die Analyse der einfachen Wertform das Geheimnis der Geldform aufzuklären erlaubt, so nicht, weil das Geld schon in der Ware steckt. Was in dieser – bzw. in den Tauschverhältnissen – steckt, ist der Gegensatz von Gebrauchswert und Tauschwert. Zwischen der ersten Form von Ware und der Ware, die dem Geld gegenüber steht, vermitteln die Ausbreitung des Tauschs und die historische Tat der Institutionalisierung einer Geldware. Und zwischen dieser und dem Kapital klafft ein weltgeschichtlicher Abgrund.

Zurück zu Kirchhoff und Reutlinger! Um die kategoriale Abfolge bei Marx von jedem real genetischen Beiklang zu reinigen, bemühen sie Marx' Aussage über die richtige Darstellungsfolge von Wucher- und Handelskapital im Verhältnis zum

4 Von der am Anfang von *K I* rekonstruierten »Entwicklung der Warenform« meint Šešerko, sie stelle »bereits die Metamorphose von Geld und Kapital dar, ganz im Sinne der hegel-schen Kategorienentwicklung« (116). »Um die Probleme der Austauschbarkeit des Geldes zu lösen, wird dann ein bestimmtes Geld zum Kapital, dieses dann in der weiteren Entwicklung zum Monopol usw.« (118).

industriellen Kapital. Marx erkenne es ja als »falsch«, diese »Kategorien in der Folge aufeinander folgen zu lassen, in der sie die historisch bestimmenden waren« (42/41, zit. 206). Aus dem Kontext gerissen und in ein allgemeines Gesetz umgeformt, läuft der Satz auf die unsinnige Behauptung hinaus, die kategoriale Abfolge im *Kapital* sei »gerade das Umgekehrte von dem, was [...] der Reihe der historischen Entwicklung entspricht« (ebd.). Dann hätte Marx vor der Kooperation, die »historisch und begrifflich den Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktion bildet« (23/341), die Großindustrie behandeln und überhaupt, wie es Althusser tatsächlich einmal vorgeschlagen hat, mit dem Kapital anfangen müssen, um dann erst Geld, Ware und Wert einzuführen. Aber wie soll der sich »selbst verwertende Wert«, der immer erneut zuerst als Geld auftritt, um sich in Waren zu verwandeln, ohne eben diese gedacht werden können? Mit jenem zurechtfabrizierten Unsinnsgesetz rechtfertigen Kirchhoff und Reutlinger nun, dass sie die genetische Reihe, in der Marx die Geldform rekonstruiert, in ein die Tauschakte regulierendes »transzendentes Handlungsschema« verwandeln, dem jeder Zeitsinn und damit jeder genetische Übergang ausgetrieben ist (ebd.).

Doppelt genäht hält besser, denken unsere beiden Autoren. Wenn beim nachlesbaren Marx die Analyse der Einseitigkeit des Wertausdrucks einer Ware den Quellpunkt freilegt, von dem aus der Übergang zur komplexeren Form gedacht werden kann, machen sie aus diesem Wertausdruck eine in beiden Richtungen lesbare Gleichung. Doch der Wertausdruck muss als einseitiges Praxem begriffen werden – wie ein Vorfühlen, ein Angebot auf mögliche Zweiseitigkeit, das unerwidert bleiben oder zum Verhandlungsgegenstand werden kann.

6. Eliminierung der Geldware

Stütze möchte prüfen, »ob die marxsche Kritik der politischen Ökonomie in sich konsistent bleibt«, wenn man den geldtheoretischen Vermittlungsbegriff der »Geldware« aus ihr eliminiert (256). Er *muss* eliminiert werden, um das Geld von seiner Herkunft aus der Warenwelt zu emanzipieren und so die »monetäre Werttheorie« erst richtig monetär werden zu lassen.

Stützes Frage ist eine Finte, die von der konstitutiven Relevanz der Wertformanalyse für den marxschen Geldbegriff ablenkt. Die Ware geht nach Marx' Einsicht dem Geld begrifflich wie historisch voraus. »Geldware« vermittelt begrifflich wie historisch zwischen der Ordnung der Waren und der des Geldes. Diese Vermittlung schalten die Wertmonetaristen aus: »Der Begriff der Ware kann ohne die Berücksichtigung von Geld gar nicht korrekt gebraucht werden« (Kirchhoff/Reutlinger 219).

Stütze begründet dies damit, dass »die Vorstellung einer Balkenwaage mit Geld und Ware auf den jeweiligen Seiten [...] Geld als Maß bereits voraus[setze]« (265). Aber galt es nicht, das Resultieren dieser Voraussetzung gerade zu rekonstruieren? Das Bild der Balkenwaage appelliert an sinnliche Vorstellungen von stofflichen Substanzen, was angesichts der »übersinnlichen« (23/85) Werteigenschaft der Waren völlig irreführend ist. Ein Wertausdruck als solcher ist, wie wir sagten, nur ein

einseitiges Angebot. In jedem Einzelfall wird der Schmelzpunkt zweier in komplementär entgegengesetzten Wertausdrücken sich äußernder Willen darstellen, was sie als Äquivalenz akzeptieren. Und erst die Rückkoppelung in der vergleichenden Wiederholung wird die Oszillation sich auf ein selber bewegliches Schwankungszentrum ausrichten, das durch »die gesellschaftliche Arbeitszeit überhaupt« bestimmt ist, d.h. »das Quantum Arbeit, worüber die Gesellschaft überhaupt zu verfügen hat und dessen relative Absorption durch die verschiedenen Produkte gewissermaßen deren respektives gesellschaftliches Gewicht bestimmt« (25/889).

Weil Geld nicht gut vor den Waren existieren kann, springt der Begriff der kapitalistischen Totalität ein: Geld, Waren- und Wertbestimmungen entspringen im selben Augenblick als deren Momente zusammen mit dem Tausch, der damit von Anbeginn Kauf und Verkauf sei. Ausgehend vom Glaubensartikel, dass ohne Geld von Wertausdruck nicht gesprochen werden könne, projiziert Stütze diese seine Ungereimtheit auf Marx. Dieser lande in der Aporie, wie das »Geldmaterial«, also diejenige Ware, die fest mit der Form des allen anderen Waren gemeinsamen Äquivalents verwächst, ja überhaupt jegliche Ware in Äquivalentform,⁵ »logisch vor der Existenz des Geldes überhaupt als Wertprodukt begrifflich fixiert werden kann« (256).⁶ Er verwechselt Wertform mit Preisform. Das läuft auf die leicht abgewandelte Form jenes Dogmas hinaus, dass ohne Preisform von Wertform nicht gesprochen werden könne. »Erst wenn das Geld entwickelt ist, können sich die Waren in einer allgemeinen gesellschaftlichen Beziehung als Werte zueinander verhalten.« (Ebd.) Diese Generalklausel »in einer allgemeinen gesellschaftlichen Beziehung« fungiert in der Art des Kleingedruckten betrügerischer Verträge: Niemand bestreitet, dass nur auf kapitalistischer Basis »die Warenproduktion zur allgemeinen Form der Produktion wird« (25/889) und dass Geldwirtschaft eine der Voraussetzungen bildet. Allerdings darf – dies sei mit Marx über Marx hinaus angemerkt – ebenso wenig vergessen werden, dass der Kapitalismus, solange er existiert, nicht nur nie im Gleichgewicht mit sich, sondern immer auch »unfertig« ist, dass es also auch nie zu einer absolut »allgemeinen gesellschaftlichen Beziehung« der geldvermittelten Warenproduktion kommt. Luxemburgs Kontinent des der herrschenden Form noch nicht völlig Subsumierten nimmt seinerseits immer neue Gestalten an.

Die Eliminierung aller Wertform, die nicht auf der Preisform beruht, ist in ihren bei Stütze nicht explizierten Voraussetzungen und Folgen im Rahmen der marx-schen Kritik der politischen Ökonomie theoretisch so umständlich und unplausibel und führt letztlich gegen alle historische Evidenz zur Leugnung vorkapitalistischer Ware-Geld-Beziehungen, dass man sich unwillkürlich fragt, warum sie mit solchem Glaubenseifer verfochten wird. Es ist, als verlangte die Logik der »logischen

5 »Die Wertbestimmung der in der Äquivalentform stehenden Ware ist insofern irrelevant, als dass erst mit dem Geld diese überhaupt »fassbar« und sich die Waren als Werte aufeinander beziehen können.« (266)

6 Am Gegenpol spricht wiederum Šešerko: »die am meisten verbreitete Ware wird damit zur Ware schlechthin, also zum Geld« (118). Das wäre dann das Brot, die Wurst, das Bier? Gold war gewiss nicht »die am meisten verbreitete Ware«.

Methode«, alle Brücken hinter sich abbrechen, weil deren Materialität auf die des anderen Ufers verweist, wo doch alle Wertformen vor der Geldform nur gedachte oder transzendente Formen sein sollen. »An einer Geldware [...] kann nicht festgehalten werden«, lautet das Urteil. »Sie ist weder theoretisch haltbar, noch ist ein Zusammenhang zwischen Geld und Gold festzustellen, der über eine übliche Waren-Geld-Beziehung hinausgeht.« (271) Aber warum dann die jahrtausendealte Faszination durchs Gold oder auch durchs Silber? Das ist schlecht plausibel zu machen. In der Tat halten ja selbst Backhaus, »Stichwortgeber der monetären Werttheorie« (260), und Reichelt gegen Heinrich fest, »dass Geldtheorie nicht denkbar ist ohne Geldware« (1995, 91).

Plausibel zumindest für den Alltagsverstand ist dagegen die handfest empirische Tatsache, dass es im 20. Jahrhundert schubweise zur krisengetriebenen Aufhebung der gesetzlichen Golddeckung des Währungssystems gekommen ist. Dies zwingt dazu, angesichts der dadurch »veränderten empirischen Voraussetzungen das Erkenntnisobjekt neu zu durchdenken« (255). Dagegen ist nichts zu sagen. Doch wenn, wie es der Fall ist, die Ware Gold in die Reihe der börsennotierten Waren – mit Erdöl und Edelmetallen an der Spitze – zurücktritt, so kann dies nicht gut die Rechtfertigung dafür abgeben, dass der genetische Bezug zwischen Ware und Geld gekappt wird. Im Gegenteil, nachdem der blendende Goldfetisch seiner staatsamtlichen Prerogative entkleidet worden ist, tritt sein Warencharakter deutlicher hervor. In mancher Hinsicht hat es den Anschein, als sei aus der Geldware inzwischen ein Geldwarenkorb geworden. Dass jedoch Gold als Ware weiterhin auf besondere Weise den Wert als solchen verkörpert, schon weil es, anders als Erdöl und die meisten anderen Waren, nur marginal verbraucht wird, macht sich nicht nur beim Einbruch der Börsenkurse, sondern auch bei so mancher Schwäche des amerikanischen Dollar bemerkbar, »zu dem sich Gold meist wie eine Währung verhält« (»Der Goldmarkt ist für Überraschungen gut«, FAZ 11.4.2007, 20).

Die stereotype Wiederholung einer Behauptung, die vom »Standpunkt der fertigen Phänomene« (24/217) aus plausibel erscheint, ersetzt bei den Wertmonetaristen die Argumentation. Wenn das funktionelle Dasein des Geldes sein materielles schließlich verschluckt, spuckt ihr empirischer Logizismus es gleich von Anfang an aus. In der Tat hat ja, nachdem Gold einst als Geld verallgemeinert worden war, dieses sich systemisch verselbständigt. Indem der Prozess im faktischen Resultat erloschen scheint, folgen die Wertmonetaristen dem äußeren Zusammenhang und löschen den »inneren«, der das Faktische einzig erklärbar und krisenhafte Folgebewegungen vorhersagbar macht. »All diejenigen also, die an der Geldware Gold festhalten, müssten zeigen, dass sich eine »gesellschaftliche Tat« immer noch auf das Gold als Geld bezieht.« (268) Aber nicht jede gesellschaftliche Tat ist Staatsaktion. Das private Horten von Gold seitens der Millionen von Schatzbildnern in aller Welt behandelt Gold noch immer als den Wertfetisch schlechthin. Im goldlosen Weltwährungssystem lauern sie gleichsam auf den gefürchteten Moment, dass die im Fiktionalismus des Finanzkapitals abgeworfene Rückbindung der monetären an die Warenwelt sich gewaltsam geltend macht – in der Krise. Den elastisch sich von

ihm entfernenden und ins Funktionelle resorbierten Geldformen bleibt ihre Abkunft untergründig eingeschrieben, und im Moment der Krise reißt es sie übermächtig in diese zurück, und zwar nicht durch planmäßige gesellschaftliche Tat. Es muss nicht der Moment der Panik sein. »Der Geldfetsch [...] verflüchtigt sich im Augenblick galoppierender Inflation.« (Gallas, 318) Doch nein, genau in der Form Inflation schlägt er zu. Sie ist just eine der Gestalten der »Macht der Machwerke über die Machenden« (Haug 2005, 161).

7. Zusammenfassung

Gegen die Betrachtung der einfachen Warenzirkulation als »Vorstufe« »geht eine ›logische‹ Lesart des *Kapital* von einem entwickelten Kapitalismus aus« (Stützle, 259). So beginnt ein undurchdringliches »autistisches Kannitverstan«, wie sich mit Wolf sagen lässt. Denn vom entwickelten Kapitalismus gehen auch diejenigen aus, die mit dieser Bemerkung geschlagen werden sollen. Wie könnten sie auch anders! Es ist ja die unmittelbare gesellschaftliche Wirklichkeit der reale Ausgangspunkt. Ausgehend von der Warenform des Reichtums der Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht, vertieft Marx sich zunächst in diese Elementarform und abstrahiert einstweilen vom konkreten Ganzen. Dem kann auch eine geschichtsmaterialistisch revolutionierte Dialektik folgen. Indem sie die Warenform als untergeordnetes Moment dieses Ganzen isoliert und für sich untersucht, leitet sie zu der Einsicht, dass es als selbständiges, wenngleich marginales Element in vorkapitalistischen Gesellschaften existiert hat. Das »Kannitverstan« geht mit einer Selbstverkenning der Herausgeber einher. Sie scheinen nicht zu bemerken, dass den Maximen, auf die sie sich berufen, in den meisten Beiträgen zuwidergehandelt wird. Da ist zunächst der bereits im Vorwort beschworene Vorsatz, allen »Dogmatisierungen und Redogmatisierungen« entgegenzuwirken. Die Form aber, in der »logische Methode« und »monetäre Werttheorie« dargeboten werden, erfüllt in ihrer gegen Diskussion immunisierten Weise den Tatbestand der Dogmatisierung par excellence. Elbe (52) zitiert Korschs grundwichtige Forderung nach »Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die materialistische Geschichtsauffassung selbst« (GA 3, 375). Anscheinend kommt ihm nicht in den Sinn, dass dies auch für die »logische Methode« gilt. Stützle wiederum zitiert die Korschs Forderung umsetzende Regel von Heide Gerstenberg, stets zu fragen, »warum sich unter den strukturellen Möglichkeiten sozialer Praxis ganz bestimmte Verhaltensweisen und Denkformen verallgemeinerten und in Auseinandersetzungen gegen andere durchsetzten« (1990, 39). Auch ihm kommt nicht in den Sinn, dass dies auch für seine eigenen Annahmen gilt und dass er zur Rekonstruktion der Übergänge auf Formen sozialer Praxis in Wechselwirkung mit deren strukturellen Möglichkeiten zurückgreifen und seine Begriffe »in Prozessrichtung« (Haug, *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital*«, Neufassung, 2005, 183) bilden müsste. Täte er das, käme er nicht mehr so billig damit davon, sich gegen teleologisches Denken auszusprechen und im selben Atemzug in Sachen Geldtheorie sich hinter dem marxschen Satz zu verstecken, die Anatomie

des Menschen sei der Schlüssel zur Anatomie des Affen. Das Wörtchen »logisch« scheint auf ihn und die anderen Jünger der sich mit der engelsschen Prägung der »logischen Methode« identifizierenden Strömung wie ein schwarzes Loch zu wirken, in dem die Probleme verschwinden, die an dieser Stelle den genannten Kriterien der »materialistischen Geschichtsauffassung« gemäß bearbeitet werden müssten. Nicht zuletzt glauben sie sich gefeit gegen teleologisches Denken und setzen doch spontan die kapitalistischen Kategorien als »fertig« und »voll entwickelt«. Sie handeln nach der Devise: Es gab eine Geschichte, es gibt keine mehr. Doch hier sollten sie sich von Šešerko belehren lassen: »Die Institutionen der Warenform, des Geldes, des Kapitals und der Monopole haben noch bei Weitem nicht voll ihre Zweckmäßigkeit und damit Notwendigkeit entwickelt.« (117) Wir sind gut beraten, mit weiteren Überraschungen zu rechnen, auch wenn es dabei nach dem Spruch »je mehr es sich verändert, desto mehr bleibt es sich gleich« zugehen dürfte.

»Es gibt keine Alternative zu einer systematischen Rekonstruktion der marxschen Theorie als allgemeiner Theorie«, erklärt F.O. Wolf (180), obwohl die Einleitung und er selbst im Kontext eher das Gegenteil nahelegen scheinen. Doch wo dieser theoretische »Rekonstruktivismus« den Weg der geschichtsmaterialistischen Selbstanwendung unter Rekurs auf die Praxis und ihre strukturellen Möglichkeit verlässt, wird er zum epistemologischen Hemmnis und zieht die Adressaten aus der Hinwendung zur Gesellschaft in verändernder Absicht, um die es linker Politik geht, zurück.⁷ Rekonstruktion verweist darauf, komplexe Realitäten im Denken zu rekonstruieren, indem man sie in ihre »abstrakten« Bestimmungen auseinanderlegt, um sie aus diesen wieder als Gedankenganzes im Kopf zusammenzubauen. Mit dieser (halbiert als »Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten« viel beredeten) Annäherung an die theoretische Produktionsweise hat Marx in der Einleitung zu den *Grundrissen* den Theorieaufbau bei Smith und vor allem Ricardo beschrieben (vgl. 42/35f), keineswegs schon die ihn von diesen abgrenzende Spezifik seines eigenen Verfahrens, die er im Nachwort zur 2. Auflage von *Kapital I* als »kritisch und revolutionär« einschätzt: »jede gewordne Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite« aufzufassen (23/28) und die kategorialen Formbestimmungen der bürgerlichen Gesellschaft wie Wert, Kapital, Lohnarbeit und dergleichen zu historisieren, also aus ihrem Entstehen aus bestimmten Bedingungen heraus zu begreifen. So umschreibt Marx, was er seine *dialektische Methode* nennt. Um ihr gerecht zu werden, muss man sich von der Vorstellung befreien, bei geschichtsmaterialistischer Dialektik gehe es wie bei idealistischer um dasjenige, was sich »aus der begrifflichen Entwicklung als solcher »ableiten« lasse (F.O. Wolf, 167). Dieses verkümmerte

7 Jan Hoff erklärt, die »marxsche monetäre Werttheorie« habe »keine direkte politische Nutzenanwendung« (Hoff, 296). Er stützt sich dabei darauf, dass Wilhelm Liebknecht sich, wie kolportiert wird, nach dem Erscheinen der marxschen Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* von 1859 über diese enttäuscht gezeigt haben soll. Da dort nur Ware und Geld, noch nicht aber Lohnarbeit und Kapital abgehandelt werden, wäre die Enttäuschung vom Standpunkt der jungen Arbeiterbewegung verständlich. Auf *Kapital* aber, um das es der »Neuen Kapital-Lektüre« doch wohl gehen muss, lässt sich das nicht übertragen.

Relikt der hegelschen Dialektik ist es, was der »logischen Methode« zugrunde liegt. Als Schema der *Kapital*-Lektüre ist diese Auffassung nicht nur ungeeignet, sondern schädlich, wenn man unter Lektüre das Lesen des marxischen Hauptwerks durch möglichst viele versteht, die vor allem hierbei zusammen mit ihrem Kapitalismusverständnis ihre marxistische Denkfähigkeit entwickeln können.

Literatur

- Backhaus, Hans-Georg, u. Helmut Reichelt, »Wie ist der Wertbegriff in der Ökonomie zu konzipieren?«, in: *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung – Neue Folge*, Hamburg 1995, 60-94
- Bader, Veit-Michael, Johannes Berger u.a., *Krise und Kapitalismus bei Marx*, 2 Bde., Frankfurt/M 1975
- Bidet, Jacques, *Explication et reconstruction du Capital*, Paris 2004
- Gerstenberg, Heide, *Subjektlose Gewalt. Theorie der Entstehung bürgerlicher Staatsgewalt*, Münster 1990, 2. A. 2006
- Haug, Wolfgang Fritz, »Wachsende Zweifel an der monetären Werttheorie. Antwort auf Heinrich«, in: *Das Argument* 251, 45. Jg., 2003, H. 3, 424-37
- ders., »Zur Kritik monetaristischer Kapital-Lektüre (Teil I): Heinrichs Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie«, in: *Das Argument* 257, 46. Jg. 2004a, H. 5, 701-09
- ders., »Zur Kritik monetaristischer Kapital-Lektüre (Teil II): Logik und Praxis bei Heinrich«, in: *Das Argument* 258, 46. Jg. 2004, H. 6, 865-76
- ders., *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«*, Neufassung, Hamburg 2005
- ders., *Neue Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«*, Hamburg 2006
- Heinrich, Michael, *Die Wissenschaft vom Wert*, 2. Aufl., Münster 1999
- ders., *Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung*, Stuttgart 2004
- Korsch, Karl, *Gesamtausgabe*, hgg. v. M. Buckmiller, Frankfurt/M 1980ff (zit. GA)
- Reichelt, Helmut, »Grenzen der dialektischem Darstellungsform – oder Verabschiedung der Dialektik?«, in: *MEGA-Studien*, 2000, H. 1, 100-26
- Riedel, Dieter, »Grenzen der dialektischen Darstellungsform«, in: *MEGA-Studien*, H. 1, 1997, 3-40